

III. Zeitgenössische missiologische Ansätze zur Ansätze zu Theorie und Methodik der Spendengewinnung im deutschen Protestantismus

A. Friedrich Fabri. „Die Rheinische Mission im Juni 1869. Mittheilung und Aufruf“

Im Sommer 1869 veröffentlicht die Rheinische Mission ihren Bericht „Die Rheinische Mission im Juni 1869. Mittheilung und Aufruf“, der zusätzlich als Separatdruck an die verbundenen Missionsvereine weitergegeben wird. Der Aufruf ist vom Missionsinspektor der Missionsgesellschaft, Dr. Friedrich Fabri (1824-1891), verfasst und vom Beirat der Rheinischen Missions-Konferenz unterschrieben. Hintergrund des Schreibens ist das seit einigen Jahren kumulierte Defizit der Mission in Höhe von 35.000 Thalern.¹

Neben ihrem erklärenden Charakter zur Ursache der aufgelaufenen Schuld und der Bitte zur Deckung der finanziellen Lücke enthält Fabris Schrift auch grundsätzliche Gedanken zur Thematik der Spendengewinnung und des Umgangs mit Finanzen im Rahmen einer Missionsgesellschaft. Das ist wohl auch der Grund, weshalb in der zeitgenössischen missiologischen Literatur immer wieder auf Fabris Äußerungen Bezug genommen wird (Christlieb 1876:78; Warneck 1876:14). Gustav Warneck nennt sie in seinem Werk *Die apostolische und moderne Mission* (1876) als eine „in weiten Kreisen bekannt gewordene vortreffliche Denkschrift“ (Warneck 1876:14).

In einem ersten Schritt greift Fabri ihm gegenüber geäußerte Vorschläge zum Umgang mit dem finanziellen Engpass auf. Er verwirft die „an sich ganz schön klingende und in manchen Heimathkreisen noch immer populäre Idee, dass Brüder, vereinzelt in Heidenländer ausgesandt, sich selbst unterhalten und dabei missionieren sollen“ (Fabri 1869:199). Mit Hinweis auf die Misserfolge der Gossnerschen Mission erklärt er diesen Weg als undurchführbar. Es würde auch „den Missionsberuf der Brüder compromittieren und damit das ganze Werk demoralisieren“ (:199). Auch eine Reduktion des missionarischen Engagements sieht er durchaus kritisch. Wohl ließe sich in „secundären Missionszwecken, etwa im Schulwesen und colonisatorischen Unternehmungen“ etwas einsparen, doch

¹ Fabri nennt für die Jahre 1863 bis 1868 folgende Abschlussergebnisse (Fabri 1869:195):

Jahr	Einnahme	Ausgabe	Defizit
1863	69.300 Thlr.	84.000 Thlr.	17.600 Thlr.
1864	72.200 Thlr.	76.800 Thlr.	10.700 Thlr.
1865	74.000 Thlr.	66.300 Thlr.	1.727 Thlr.
1866	64.400 Thlr.	77.000 Thlr.	8.600 Thlr.
1867	63.900 Thlr.	75.900 Thlr.	19.600 Thlr.
1868	71.900 Thlr.	88.800 Thlr.	35.000 Thlr.

„niemals“ bei den primären Aufgaben wie der „Evangelisationsarbeit“ (:212). Und wenn man sich dennoch für eine Beendigung eines Missionsprojektes entschlösse, dann entstünde die Gefahr, dass ebenso die Einnahmen durch die mit diesem Projekt verbundenen Förderer zurückgingen (:214). Für Fabri ist nur eine einzige Lösung der Dilemmata möglich, nämlich die Steigerung der Einnahmen:

„Also was bleibt? Genügend wirksame Ersparnisse nicht ausführbar, Reduktion unmöglich, Ablösung auch nur der Anfang des Endes! Was übrig noch? Nichts anderes als die stete Loosung aller ächten Arbeit im Reiche Gottes: Vorwärts in Gottes Namen!“ (:215).

Fabri nennt als die vier hauptsächlichen Einnahmequellen der Rheinischen Mission „Beiträge von Hilfs-Vereinen“, den „Collekten-Verein“, „directe freie Gaben“ und „Vermächtnisse“ (:215). Nach dem „Feuer einer kurzen Kritik“ gegenüber den genannten Einnahmen (:215), wendet sich der Aufruf unter den Überschriften *Vom Glauben und vom Calcul* (:226-231) und *Sind Schulden geziemlich?* (:231-236) dann grundsätzlichen Überlegungen zu.

Für Fabri ist nichts „schwieriger in einem freien Glaubens- und Liebeswerke, zumal in einer ausgedehnten Missionsarbeit, als stets das richtige Verhältniß zwischen Glauben und verständiger Ueberlegung zu treffen“ (Fabri 1869:226). Er formuliert die Frage:

„Wie wird da jederzeit das richtige Verhältniß zwischen Glaube und Calcul, oder sagen wir lieber zwischen Glaube und Weisheit der Ueberlegung zu finden sein?“ (:226),

und findet seinerseits zur Überzeugung:

„Eine allgemeine Antwort, eine feste Formel, welche das allezeit richtige Proportions-Verhältniß zwischen diesen beiden Faktoren ausspräche, giebt es nicht und kann es nicht geben, denn die Dinge des Reiches Gottes bewegen sich im Gebiete der Freiheit und eines höheren Lebens, als das unter starren Gesetzen und Formeln gebundene, materielle Leben“ (:226).

An diesem Punkt unterscheidet sich für Fabri der „Kaufmann“ von einer Missionsgesellschaft. Würde der mit denselben „Glaubensfaktoren“ rechnen wollen, er „würde für verrückt angesehen, und mit Recht, und würde jedenfalls bald bankrott machen“ (:226). Auch wenn dieser als Christ mit dem Eingreifen Gottes rechnet, so muss sein „Geschäfts-Calcul“ sich doch immer in den „Grenzen natürlicher Arithmetik“ bewegen und kann nicht „zu jener höheren Potenzenlehre aufsteigen, in der Kräfte des Geistes auch die irdischen Zahlenverhältnisse zu lenken und zu herrschen berufen sind“ (:226-227). Vice versa ist es auch einer Missionsgesellschaft verwehrt, allein nach kaufmännischen Gesichtspunkten zu entscheiden. Sie „würde sofort rückwärts gehen und dem Bankrotte unaufhaltbar zueilen“ (:227). Nach Fabri befinden sich Glaube und Rechnen in der Mission in einer geheimnisvollen Balance, die sich eher in organischen als in technischen Kategorien ausdrücken lässt:

„Jedes Gewächs, jede Arbeit im Reiche Gottes hat ein verborgenes Wachstums- und Lebens-Gesetz in sich, in dessen richtiger Erkenntniß die Grundlage zur richtigen Leitung und Mitarbeit ruht. Es ist eben so schädlich unter Umständen dasselbe im überfliegenden Glauben zu überschreiten, als hinter dem wirklichen und natürlichen Entwicklungstrieb in irreführender Aengstlichkeit zurückzubleiben“ (:228).

Bei anstehenden Entscheidungen bedarf es deshalb „eines geistlichen Sensoriums, eines geistlichen Taktes, der nur aufgrund der Erfahrung gewonnen und ausgebildet wird“ (:230). Auch wenn Fabri sich an dieser Stelle nicht explizit auf die Glaubensmissionen bezieht, so nimmt er nolens volens zu ihnen Stellung. Der nackte „Glaubensgeist“ reicht bei der Missionsleitung nicht aus, es muss vielmehr „der von der Weisheit aus Erfahrung getragene Glaubensgeist“ sein. Denn nach der Charismenlehre des Paulus sind ja sowohl der Glaube als auch die Weisheit gleichberechtigte Gaben Gottes (:231).

Bei der Frage nach der Angemessenheit von Schulden einer Missionsgesellschaft nimmt Fabri dann *expressis verbis* auf einen Exponenten der Glaubensmissionen, nämlich Georg Müller, Bezug. Er konstatiert, dass es „offenbar ein bedeutsamer Unterschied“ ist,

„ob Gott einen einzelnen Mann erweckt, und diesen mit einem speciellen charismatischen Glaubens-Geist ausrüstend zu einem bestimmten Glaubens- und Liebes-Werk beruft, oder ob er ein solches an einen Verein von Christen überträgt, die eine in Statuten formirte in einen Vorstand und viele Unterabtheilungen gegliederte, aus vielen Köpfen, ja vielleicht aus verschiedenen Parteien und Confessionen zusammengesetzte Gesellschaft bilden“ (:232).

Unterschiedliche Größen- und Strukturverhältnisse erfordern eben eine unterschiedliche Arbeits- und Finanzpraxis. Und ob der ausgesprochen „personelle Standpunkt“ bei „einer ausgebreiteten Arbeit in der Heiden-Mission“ überhaupt praktikabel ist, wird für Fabri erst die Zeit zeigen (:232-233). Fabri gibt zu, dass es „gewiss nicht schön, jedenfalls nicht angenehm“ ist, „wenn eine Missionsgesellschaft häufig von Schulden gedrückt wird“ (:233), aber für Missionen mit einer Größe wie die der Rheinischen Mission ist es „praktisch ganz unmöglich, die Ausgaben wirklich nach den Einnahmen einzurichten“ (:235). Die Tatsache, dass zwar die Ausgaben – „freilich nur in Bausch und Bogen vorbehaltlich einer Differenz von mehreren tausend Thalern“ – einigermaßen kalkulierbar sind, die Einnahmen aber nie, lässt Defizite und Liquiditätslücken zwangsläufig immer wieder entstehen (:235). Fabri geht sogar so weit, den Defiziten der Missionsgesellschaften in gewissen Grenzen eine geistliche Dimension zuzuordnen. Sie dienen zur „Aufrüttlung der Heimathgemeinde, zur erneuten Anspornung in der Mitarbeit des Glaubens, des Gebetes und der Liebe“ (:236). Mit dem notwendigen Quantum an Selbstbewusstsein bezeichnet Fabri den „jeweiligen Schuldenstand“ als „die Differenz zwischen dem Glauben des Vorstandes und dem Glauben der Missions-Heimath-Gemeinde“ (:236).

B. Theodor Christlieb. „Der gegenwärtige Stand der evangelischen Heidenmission“

Theodor Christliebs (1833-1889) Essay *Der gegenwärtige Stand der evangelischen Heidenmission. Eine Weltüberschau* (1880) umfasst sowohl eine kompakte Skizze der protestantischen Missionen „in den Heidenlanden“ als auch der „Missionsagentien der Mutterkirchen“ seiner Zeit (Christlieb 1880:6). Mit einem „kurzen Vergleich des Einst und Jetzt“ stellt er summarisch fest, „daß wir in einem Jahrhundert der Missionsarbeit leben, wie die christliche Kirche noch keines sah“ (:6-7). Momente, die seines Erachtens diese Einschätzung belegen, sind u.a. die geografische Ausdehnung der Missionsgebiete (:7-10), „das Wachsthum des Missionssinnes“ (:10-11), die Vermehrung der Missionsgesellschaften und ihrer materiellen Kräfte (:11-15) und „der umeßbar tiefe und weite moralische Einfluß des Evangeliums“ (:15-16).

Dennoch hat dieses „ermuthigende Bild“ für Christlieb auch seine „Kehrseite“, denn er konstatiert, dass in großen Teilen der Weltmission „trotz schöner partieller Fortschritte im Großen und Ganzen mehr als vielversprechende Anfänge bis heute nicht gemacht sind“ (:17). Und er stellt die kritische These auf, dass der Grund dieser Tatsache „in den Zuständen der Mutterkirchen selbst zu suchen“ ist (:18). Christlieb zitiert Gustav Warneck, wenn er schreibt:

„Nicht die feindliche Welt mit ihren hämischen Angriffen ist das Haupthinderniß einer lebendigeren Missionsbethätigung unter uns; es liegt in den Kreisen, die den Schein der Missionsfreundschaft haben, aber die Kraft derselben verleugnen“ (:19).

Christlieb erinnert in diesem Zusammenhang an die „Begeisterung der Gründerzeit“, wie sie bei der Abordnungsfeier der vier ersten Barmer Missionare 1829 zu Tage trat, als auf die Opferteller nicht nur Geld, sondern auch goldene Ketten, Uhren und Preziosen gelegt werden (:19). Die fehlende Förderung in Deutschland manifestiert sich vornehmlich in den chronischen Defiziten, mit denen etliche Missionsgesellschaften seit einigen Jahren zu kämpfen haben (:19).

Um seine These von der ausbaubaren Unterstützung in der Heimat zu unterstreichen, führt Christlieb empirische Vergleiche an. So weist er darauf hin, dass Deutschland im Vergleich mit dem englischen Nachbarn bei den Ausgaben für die Weltmission weit abfällt. Etwa sieben bis acht Pfennig spenden die Mitglieder der deutschen und schweizerischen Landeskirchen jährlich für die Mission (:28). In der englischen Staatskirche dagegen kommt jedes Mitglied auf rund eine Mark im Jahr, in der United Presbyterian Church gar auf vier bis fünf Mark (:22). Die Christen in England bringen alleine mehr als die Hälfte der

Gesamtleistungen der protestantischen Missionen weltweit, etwa 14.000.000 Mark per anno, auf (:21). Ein ähnlich beschämendes Ergebnis gilt für die Gegenüberstellung mit den Vereinigten Staaten. Die 375.000 aktiven Mitglieder der Kongregationalisten spenden pro Kopf ca. fünf bis sechs Mark, die beiden Presbyterianerkirchen des Nordens und des Südens mit ihren 682.000 Kommunikanten etwa drei bis vier Mark (:24). Außerdem erhalten in keinem Land der Welt die Missionen „so große Schenkungen und Vermächtnisse von einzelnen Wohlhabenden wie in Amerika“ (:24).²

Einen weiteren Hinweis auf die noch nicht ausgeschöpften Potenzialen der deutschen Kirchen sieht Christlieb in dem Umstand, dass die Missionsgelder in Deutschland selbst sehr unterschiedlich ausfallen. „Am weitesten stehen wol die Gegenden (besonders des mittleren Deutschlands) zurück, in welchen die Nachwirkungen des alten Rationalismus noch am fühlbarsten sind“ (Christlieb 1880:28). Die meisten Finanzen für die Weltmission bringen die „theils mild lutherische, theils unirte Lande wie Württemberg, Rheinland und Westfalen (besonders die Siegener und das Ravenberg'sche Land)“ auf (:28). In einer Skala berechnet geben die Protestanten je Mitglied und Jahr in Württemberg 20 bis 25 Pfennig, im Rheinland und in Westfalen etwa 17 Pfennig, in Bremen, Hamburg, Hannover, Oldenburg, Schleswig-Holstein und Baden zehn Pfennig, in den sechs östlichen Provinzen Preußens und in Bayern fünf Pfennig, in Mecklenburg und im Königreich Sachsen nur etwa zwei Pfennig. Allerdings sind auch in diesen Ländern regionale Differenzen deutlich. So kommen im rheinischen Elberfeld und Barmen die Protestanten auf 18 bis 19 Pfennig, in Aachen aber nur auf drei bis vier Pfennig (:28). Für Christlieb ist kein Zweifel, dass diese „große Ungleichheit in dem Missionsinteresse der Gemeinden“ vom „ungleichen Verhalten der Geistlichen“ herrührt

² Für das 1907 gibt das *Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz* (1909:177) folgende weltweite Vergleichszahlen an:

Evangelische Missionen	männliche Missionare	Einnahmen in Mark	Anteil an Gesamteinnahmen
Welt	5703	110.407.908	100,00 %
Europa	3210	58.029.168	52,55 %
USA und Kanada	1911	47.293.165	42,83 %
England	1980	46.805.180	42,29 %
Deutschland	900	6.985.863	6,32 %
Asien, Australien und Afrika	582	5.085.575	4,60 %
Skandinavien	173	2.378.400	2,15 %
Frankreich	58	900.000	0,81 %
Niederlande	78	714.200	0,64 %
Schweiz	21	245.525	0,22 %

(:31). „Nein, an Geld fehlt es nicht, aber an Verständniß und innerer Liebe für dieses Werk“

(:32).

Um diesem misslichen Umstand entgegenzuwirken und zur „Erweiterung der heimathlichen Missionsgemeinde da und dort“, nennt Christlieb abschließend als Desiderate „einige praktische Winke“ (:33-35):

- Zielgruppe der Bemühungen für ein vertieftes Missionsinteresse dürfen nicht einzelne Christen, sondern sollte jeweils die ganze Gemeinde sein; der „wahre, opferwillige Träger des Missionsgedankens“ ist aber „nicht unsere Kirche talis qualis, vermischt, verweltlicht wie sie ist, sondern die *communio Sanctorum et vere credentium*“ (:33);
- den Universitäten sollte ein besonderes Interesse der Missionen gelten, denn hier wird die junge Generation der Theologen geprägt (:33);
- der „Missionsgedanke“ darf nicht „isolirt“, etwa bei Missionsfesten, in Erscheinung treten; er sollte ein „integrierender Faktor des christlichen Gemeindebewußtseins“ werden (Christlieb 1880:33-34);
- in den einzelnen deutschen Ländern ist eine „größere Concentration auf Unterstützung einer bestimmten Mission wünschenswerth“, denn es ist eine „Thatsache, daß die missionseifrigsten Gemeinden des In- und Auslandes immer ihr Hauptinteresse einer bestimmten Gesellschaft zuwenden“ (:34);
- die Verbreitung der Missionsschriften ist zu fördern (:34);
- die Einführung von Patenschaften soll bejaht werden, d. h. „einzelne reichere Gemeinden“ übernehmen den Unterhalt eines Missionars oder die Trägerschaft einer ganzen Station (:34).

C. Franz Michael Zahn. „Mission und Geld“

Im Jahr 1891 veröffentlicht der Missionsinspektor der Norddeutschen Mission und Mitherausgeber der *Allgemeinen Missions-Zeitschrift*, Franz Michael Zahn (1833-1900) einen Aufsatz, in dem er die „Verbindung“ aufgreift, an der kontinuierlich „Anstoß“ genommen wird: *Mission und Geld* (Zahn 1891:355). Für Zahn selbst ist es keine Frage: „Ohne Geld keine Mission, ohne viel Geld, ohne Geld in der modernen Form keine Weltmission, die alle Erdteile umspannt“ (:361). Zahn formuliert in seinem Essay ein Plädoyer für eine positive und offensive Haltung gegenüber der Gewinnung von Finanzen für den Zweck der Mission. Kronzeuge seiner Überlegungen ist dabei der Heidenapostel Paulus selbst, der bekanntermaßen keine Scheu an den Tag legt, als er um die Kollekte für die Jerusalemer

Gemeinde wirbt (:355). Er, der „ein ganz guter Finanzmann“ und „ein ausgezeichneter Kollektant“ ist (:365), macht überaus klar: Nicht das Geld an sich ist kritikwürdig, es ist allein der Umgang mit demselben, der es verdächtig macht. „Schmutzig wird das Geld erst, wenn es durch unsere Hände, durch unsere Beutel geht; da heftet sich das an, was häßlich ist“ (:362). Und ebenso kann es bei rechtem Gebrauch als ein gesegnetes Instrument fungieren. Deshalb macht es auch wenig Sinn „wie der Bristoler Müller“ aus „falscher Geistlichkeit oder in Reaktion gegen einen Mißbrauch“ die Menschen nie um Geld zu bitten (:363). „Allein eine Bitte nicht aussprechen, ist manchmal nur die andre Form zu bitten.“ (:363).³

Es gilt vielmehr, die divine Qualität der Spendensammlung neu zu entdecken. „Die Heidenmission ist die Lehrmeisterin kirchlicher Freigebigkeit geworden“ (:364). Das Bitten um Geld wird zum „Segen“ (:364). Es ist eine „Tugend“, und „zu dieser Tugend soll die Christenheit ermahnt werden“ (:372). Natürlich kann es sich hierbei nicht um die mechanische Freisetzung von Gaben handeln: „Wie Geld haben keine Sünde ist, so ist Geld geben an und für sich keine Tugend ... Es hat nur Verdienst oder richtiger Wert, wenn es eine Frucht der Liebe ist“ (:367). Die echte „Freigebigkeit“ kann nur „aus dem Herzen“ heraus wachsen. Dies geschieht aber nicht als ein in sich autonomes Geschehen, sondern „allerlei kleine Hilfsmittel und Mittelchen“ erleichtern es, „daß man sein Geld los wird“ (:373). Die Animation zur angestrebten Großzügigkeit steht in einer unauflösbaren Spannung menschlicher Bemühungen und göttlichem Wirken.

D. Gustav Warneck. „Evangelische Missionslehre“

In seiner *Evangelischen Missionslehre* skizziert Gustav Warneck (1834-1910), der „Altmeister der deutschen Missionswissenschaft“ (Oehler 1949:191), seine Vorstellungen von der Finanzierung der missionarischen Aktivitäten. Im zweiten Band *Die Organe der Sendung* stellt er im 24. Kapitel *Der Unterhalt der Missionare* (Warneck 1903a:207-217) mit Blick auf den neutestamentlichen Befund „die Berechtigung der Missionare zum Empfange ihres Lebensunterhaltes“ fest (:20). Versuche seitens Goßners und Heldrings, Missionare auszusenden, die „durch ihrer Hände Arbeit sich ihr tägliches Brot“ verdienen, sind für Warneck bei aller Anerkennung des persönlichen Engagements nur „ein schattenreicher Beitrag zur Missionsgeschichte.“ „Die überwiegend große Zahl ihrer Sendlinge ist nämlich – außer aus Mangel an genügender Bildung und heimatlichen Anschluß – an Nahrungsnöten

³ „Auch diese Männer würden schwerlich so viel von ihrem Werke veröffentlicht haben, wenn sie nur das Gebet nötig gehabt hätten. Nach der Ordnung Gottes dient es zu unsrer Erziehung, dass auch in geistlichen Dingen die äußeren Mittel bedürfen“ (Zahn 1891:363).

teils wirklich zugrunde gegangen, teils dem Missionsberufe entfremdet worden, und nur ein kleiner Bruchteil hat sich tapfer durchgeschlagen“ (:209). Ebenso sind die „Industriemissionen“ und „Glaubensmissionen“ keine angemessene Alternativen, verkennen sie doch die Funktion der „sendende[n] Heimatgemeinde“ (:210-214).⁴ Warneck erscheint es als „eine übergeistliche Buchstabenklauberei“, wenn die geregelte Versorgung der Missionare von der heimischen Missionsleitung „für unbiblisch und ungläubig“ erklärt wird (:212).

Im dritten Band *Der Betrieb der Sendung* betont Warneck im 26. Kapitel *Die finanzielle Selbstunterhaltung der heidenchristlichen Kirchen* (Warneck 1903b:141-179), die Einsicht, dass „auf die Dauer für heidenchristliche Kirchen die sendende Christenheit die nötigen Unterhaltungsmittel nicht aufbringen kann“ (:142). „Und selbst wenn sie es könnte, sie darf es nicht“ (:143), denn die „sich selbst erhaltenden Kirchen sind in der alten Christenheit die selbständigsten“ (:147). Finanzielle Selbständigkeit ist für Warneck ein Zeichen der geistlichen Integrität. Damit dies tatsächlich geschieht, nennt Warneck als Proprium „der Appell an die individuelle Freigebigkeit“, der wesentlich durch „Belehrung“ und „Gewöhnung“ Gestalt gewinnt (:168). Darüber hinaus sollen die Missionsgesellschaften die „Sammlung von Kirchenkapitalien“, den „Erwerb von Landbesitz“ und die „Gewinnerzielung aus industriellen und Handels-Unternehmungen“ forcieren (:171). Was die „merkantile[n] Tätigkeiten“ anbelangt, ist darauf zu achten, dass sie nicht zu dem Zweck betrieben werden „nur um Geld zu verdienen“ (:168). Sie sollen, ähnlich wie der Landbesitz, eine „wirtschaftliche Hebung der Eingeborenen“ bewirken und somit quasi als „ein indirektes Mittel“ zur „kirchlichen Selbstunterhaltung“ dienen (:173).

E. Zeller. „Paulus als Kollektant“

„Collectare necesse est“ – dessen ist sich Zeller, in seinem Vortrag vom 8. Februar 1904 in Halle, der im selben Jahr auch in der *Allgemeinen Missions-Zeitschrift* veröffentlicht wird, gewiss (Zeller 1904:304). Mit Blick auf das „Defizit“, dem „Skelett im Hause so mancher Missions- und anderer Gesellschaft“, formuliert der Magdeburger Pastor das Ziel der gemeinsamen Bemühungen:

„Es gilt, das Gold, das Silber, den Nickel ins Rollen zu bringen und zugleich dafür zu sorgen, dass der Geldstrom in das richtige Bette sich ergieße“ (:304).

⁴ Warneck apostrophiert konsequent den Begriff der „Glaubensmissionen“: „Der Name ist wenig bescheiden, da er über die anderen Missionen, welche ihren Sendboten eine regelmäßige Versorgung gewähren, das indirekte Verdikt fällt, daß sie keine Glaubensmissionen sind. Daher das Beiwort: sogenannte“ (Warneck 1903a:212).

Das „Kollektieren“ ist für Zeller mehr eine „Kunst“ als eine „Wissenschaft“. „Zum Kollektanten kann man nicht so leicht herangebildet werden, man muß dazu geboren sein“ (:305). Immerhin lässt sich durch „Fleiß und Eifer“ eine „mangelhafte natürliche Anlage“ verbessern, kann die „fehlende Begabung durch technische Geschicklichkeit“ angehoben werden (:304).

Zeller schätzt die Zeiten zur Geldsammlung für die Weltmission als keine einfachen ein. „Es ist ein Leiden“, schreibt er, wenn „man durch ein mühsames, viel kostbare Zeit und Kraft in Anspruch nehmendes Drucksystem das zum Leben Notwendige einem harten Boden förmlich abringen muß“ (:306-307). Erschwerend kommen mancherorts die Konkurrenzsituation zwischen unterschiedlichen Gesellschaften hinzu und die Tatsache, dass das „Kollektieren hin und wieder auf Bahnen geht, an denen ein christlich geläuterter Geschmack keine rechte Freude hat“ (:306).

Den „Schlüssel“ zur Freisetzung der so dringend benötigten Finanzen für die Mission findet Zeller bei keinem Geringeren als dem Heidenapostel Paulus, der selber „ein unermüdlicher und ein vom Erfolg gekrönter Kollektant“ ist (:308). Folgende Faktoren seitens Paulus haben nach Zeller zum Gelingen der Jerusalemer Kollekte beigetragen:

- seine „systematische“ „Erziehung“ der Gemeinden zum Geben (:309);
- sein „Universalismus“, der jeden „Lokalpatriotismus“ ausschließt und immer an den ganzen kirchlichen „Organismus“ denken lässt (:310-311);
- seine Animation zur „Noblesse“; Paulus gewöhnt „die von ihm gewonnenen Christen“ sowohl für die materiellen als auch die geistlichen Bedürfnisse der anderen Gemeinden zu geben (:311-312);
- der Verzicht auf jede Art von „Fanatismus“ und „Kommunismus“; mit großer „Nüchternheit“ wird „den Gemeinden niemals zugemutet, alles was sie haben hinzugeben“ (:312-313).

Neben diesen theologischen Grundvoraussetzungen findet Zeller u.a. bei dem „Kollektanten Paulus“ (:312) auch einige methodische Charaktermerkmale:

- das persönliche Engagement von Paulus; „Paulus sammelt wirklich, d.h. er arbeitet für diese Sammlung“ (:313); beim Kollektieren handelt es sich um eine Kampfsituation „mit einem listigen und zähen Feind, dessen Brust mit dreifachem Erz bewehrt ist, um den Kampf mit dem Geiz“ (:313);
- das Zusammenspiel des Grundsatzes von „Bete und arbeite!“ (:313); Wege der Missionsgesellschaften, wo nur das Gebet im Fokus steht und das Kollektieren einem „Hilfsverein“ oder einem „Damenkuratorium“ übertragen wird, nennt Zeller ironisch

- „eine etwas starke Ausnutzung meines Rechtes auf Schlangenklugheit“; ohne die Glaubensmissionen hier zu erwähnen, greift er dennoch ihre Gefährdung auf (:314);
- das Bemühen „in persönlicher Beziehung und Verbindung“ mit den Förderern zu stehen; mit Blick auf Paulus und Personen wie Georg Müller und Friedrich von Bodelschwingh macht Zeller die Beobachtung, „daß die großen Kollektanten alle auch große Korrespondenten gewesen sind“ (:316);
 - die konsequente Übung der Dankbarkeit (:317).

Zellner schließt zur Motivation den Vortrag mit der Erinnerung an ein Satzspiel, das von Gustav Warneck stammt:

„Paulus sagt: Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb, und Warneck setzt dazu: Einen fröhlichen Sammler hat der Geber lieb. Das Kollektieren ist ein schweres Werk, aber auch ein Ehrenamt. Wir sollten dahin kommen, solch Werk mit Freuden zu tun und nicht mit Seufzen“ (:323).

F. Charles Buchner. „Glauben und Rechnen in der Mission“

Charles Buchner (1842-1907), Leiter der Mission der Brüdergemeine, setzt sich 1906 in einer seiner letzten Arbeiten mit dem Verhältnis von menschlichen Überlegungen und göttlichem Wirken auseinander.⁵ Entsprechend dem Titel versucht Buchner eine Antwort auf die Frage zu formulieren, „in welchem Verhältnis Glauben und Rechnen in der Mission zueinander stehen, und wie die Forderungen beider in Einklang miteinander zu bringen sind“ (Buchner 1907:135).⁶ Zwei Anstöße erfordern hier eine gründliche Auseinandersetzung: Zum einen sind es die neuartigen Missionsgesellschaften, „die sich mit Vorliebe ‚Glaubensmissionen‘ nennen“ (:136). Mit ihrer Bezeichnung verbinden manche von ihnen den Vorwurf gegenüber den älteren Missionsgesellschaften, dass diese „gar zu sehr auf menschliches Kalkulieren aufgebaut seien“ und dem „im Reich Gottes allein gültigen Glauben nicht die ihm gebührende Stellung zuerkennen“ (:136). Auf der anderen Seite sind es die „Mehrausgaben“ der Gesellschaften, die sich „aus der ganzen Weltlage“ und „den immer neu der Mission erwachsenden Ausgaben“ ergeben (:136).

Buchner verfolgt mit seinem Essay das Ziel, „theoretisch wie praktisch den Ausgleich zu finden zwischen Glauben und Rechnen“ (:137). Er führt aus, dass beide Momente nicht durch Divergenz bestimmt sind, sondern sich gegenseitig ergänzen können. Die Wahrheit

⁵ Da Buchner zum Zeitpunkt des Referates auf der Herrnhuter Missionswoche am 17. Oktober 1906 schwer erkrankt ist, wird der Vortrag von seinem späteren Nachfolger Paul Hennig gelesen (Buchner 1907:135).

⁶ Diese Arbeit von Buchner ist Wilhelm Oehler zufolge insofern noch heute interessant, als dass Buchner sich auch dem Standpunkt der „Glaubensmissionen“ stellt, „die meinen, die alten Gesellschaften hätten alles zu sehr auf Kalkulieren aufgebaut und dem weltüberwindenden Glauben die ihm gebührende Stellung nicht zuerkennen“ (Oehler 1951:78).

gleicht einer „Diagonale“, die zwischen menschlicher Anstrengung und göttlicher Verheißung verläuft (:138). „Der Glaube versetzt uns in eine unsichtbare, unsern natürlichen Sinnen verschlossene Welt ... Rechnen dagegen führt uns hinein in die reale Welt dieser Erde“ (:138-139). Die Kirchengeschichte bietet eine Fülle von Beispielen, wo versucht wird, diese Einheit aufzulösen. Buchner erinnert an dieser Stelle, „daß es Christen gibt, die den Gebrauch ärztlicher Hilfe für unvereinbar mit dem Glauben halten“ (:139). Sowohl „Übergeistlichkeit“ als auch „Ungeistlichkeit“ sind ständige Gefahren (:139). Doch weder reine „Jenseitsmenschen“ noch pure „Diesseitsmenschen“ entsprechen Gottes Plan (:140). Es gilt vielmehr, „nicht einseitig einer Welt zu leben, sondern innerhalb der sichtbaren Welt und ihr auf jede Weise gerecht werdend, doch auch die Forderungen der unsichtbaren Welt nicht zu übersehen“ (:140). Zu „einer gesunden christlichen Weltanschauung“ zählt es, diese beiden Dimensionen nicht voneinander isoliert, sondern „als die eine Welt“ zu sehen:

„Die Aufgabe des christlichen Lebens wird also darin bestehen, für diese beiden Welten gemeinsame göttliche Gesetze zu finden und damit die Einheit fürs Leben, Tun und Handeln“ (:140).

Buchner exemplifiziert diesen Ansatz bei Jesus Christus selbst: Er, der vom bergeversetzenden Glauben sprechen kann, fordert im Gleichnis des Turmbaus zur vernünftigen Kalkulation auf (:141). Wer diesen Zusammenhang von Glauben und Rechnen bestreitet, macht sich einer „völlig verkehrten Exegese“ der biblischen Texte „schuldig“ (:142). Doch dort, wo alle menschlichen Optionen ausgeschöpft werden, da gilt die tröstende Gewissheit:

„Jetzt darfst du glauben, jetzt, da du soweit es dir möglich ist das Deine getan hast in ernster Arbeit, jetzt kannst du dich in Gottes Hand vertrauensvoll legen, nachdem du allen menschlichen Faktoren die gebührende Berücksichtigung geschenkt hast“ (:146).⁷

G. Fazit

Die vorliegenden Texte ergeben – trotz der jeweils unterschiedlichen Akzentuierungen – ein klares Bild von der Spendengewinnung, wie sie in der missionswissenschaftlichen Literatur des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts gesehen wird. Ein professioneller Ansatz auf dem Gebiet der freiwilligen Finanzmittel wird als unabdingbar dargestellt.

⁷ In einem zweiten Abschnitt stellt Buchner dar, wie das Gesagte im Kontext der Herrnhuter Brüdergemeine Gestalt gewinnt (Buchner 1907:142-146). Dabei greift er schwerpunktartig einen Beschluss der Synode der Brüdergemeine auf, die die Mission seinerzeit zu zwei Dingen verpflichtet: Erstens, das Missionswerk soll auch zukünftig ein „Glaubenswerk“ sein, d.h. die „von den Vätern überkommene Arbeit“ soll in vollem Umfang fortgeführt werden. Zweitens verpflichtet sich die Mission zu einer „zeitgemäßen Reform“ des gesamten Rechnungswesens und beschließt die Einführung „eines jährlichen Voranschlags über Einnahme und Ausgabe“, wo alle berechenbaren Faktoren aufgenommen werden (:143).

Hintergrund ist die immer größer werdende Spanne zwischen den Einnahmen und Ausgaben der Missionsgesellschaften. Parallel zu einem stetig wachsenden Spendenvolumen entwickeln sich die Verbindlichkeiten für die Missionen in einem noch größeren Maße (Fabri 1869:195-198). „Das Zeitalter der Mission ist angebrochen“ (Christlieb 1876:80) und die expansive Ausdehnung der Gesellschaften erfordert enorme Finanzanstrengungen. Die Feststellung über das dürftige Spendenaufkommen im Vergleich mit den angelsächsischen Ländern wird als beständige Herausforderung empfunden (Christlieb 1880:20-27). „Wir sind“, so schreibt Warneck, „was unsere Selbstopfer für das Reich Gottes betrifft, zu gar bescheidne Leute, d. h. wir haben uns durch lange Gewöhnung in unsere kleinen Leistungen gefunden, als ob sie ganz in Ordnung wären“ (Warneck 1876:18).

Die biblische Legitimation zur Spendengewinnung wird dogmatisch durch die Rolle der „sendenden Gemeinde“ (Warneck 1903a:210-214), die für ihre Ausgesandten angemessen aufkommt, bestimmt. Deshalb sind auch nicht nur einzelne Personen, sondern ganze Gemeinden zur Unterstützung der Mission berufen (Christlieb 1880:33). Bei den Entwürfen einer Spendenmethodik geschieht vorzugsweise eine Orientierung an der Jerusalemkollekte des Paulus (Zahn 1891:365; Zeller 1904:308). Mögliche Gefahren einer Überbetonung und Verfremdung des Kollektenwesens werden benannt und reflektiert (Zeller 1904:306).

Die Auseinandersetzung mit den Glaubensmissionen findet auf vier Ebenen statt: Erstens wird das propagierte Nicht-Kollektieren in Frage gestellt. Wer überall kundtut, dass er nicht um Gelder bitten will, sagt Zahn, der bittet auch, nur auf eine sublimere Art und Weise (Zahn 1891:363). Das eigene Unterlassen von Spendenaufrufen und das gleichzeitige Übertragen der Spendenakquise auf Fördervereine wird als unredlich bezeichnet (Zeller 1904:314). Die zweite Ebene betrifft die Beurteilung von Kreditaufnahmen. Während die Glaubensmissionen diese apodiktisch als „moralische“ Schulden interpretieren, findet bei den vorgestellten Texten eine differenzierte Darstellung statt. Tenor bei Fabri ist: Schulden und Liquiditätslücken sind nicht wünschenswert, aber bei Gesellschaften einer gewissen Größenordnung unvermeidbar (Fabri 1869:235). Die dritte Ebene der Auseinandersetzung berührt die Einschätzung des Glaubens bei der Planung der Missionsaktivitäten. Vor einer Priorisierung des visionären Glaubens wird ebenso gewarnt wie vor einem abstrakt wirtschaftlichen Denken. Beide Momente haben im biblischen und damit auch im missionsmethodischen Kontext ihre eigenständige Berechtigung (Fabri 1869:228; Buchner 1907:140). Der vierte Bereich ist die Erörterung des festen Gehaltes, das im Gegensatz zu den Glaubensmissionen nicht in Frage gestellt wird (Warneck 1903a:212).